



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Verweyen, Erna: Neue Geselligkeit

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Einbeziehung der Insel Yap in das japanische Mandat niemals zugestimmt habe, weil diese Insel notwendigerweise zu jedem Kabelsystem oder -projekt im Stillen Ozean gehöre und deshalb durch kein Land in ihrer freien Benutzung beschränkt oder kontrolliert werden dürfe. Die Wirkung dieser Noten scheint bisher nur gewesen zu sein, daß die japanische Regierung die unmittelbaren Verhandlungen mit Washington über diese Frage eingestellt hat.

Wie immer der Kampf zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika (denn ein solcher besteht, mag es zum Kriege kommen oder nicht) ausgehen wird — die Entwicklung zu immer weiterem Vordringen Ostasiens nach Süden wird durch ihn nur aufgehalten, nicht verhindert werden. Vergebens suchen Australien und Neuseeland ihre Tore der asiatischen Zuwanderung zu sperren, es fehlt ihnen jetzt nach den Menschenverlusten des Krieges noch mehr als vorher an dem notwendigsten Mittel, ihre Weiß-Australien-Politik durchzusetzen, an den weißen Menschen. Von den Inseln südlich des Äquators werden jetzt nur die Deutschen verdrängt; auf den nördlichen können sich auch die anderen Weißen nicht länger halten. Immer mehr wird die Grenze zwischen Weiß und Gelb nach Süden verschoben, auch ohne kriegerische Eroberungen. Klagen aus Nord-Australien, Berichte von den Fidji-Inseln, von den Neuen Hebriden und Neu-Kaledonien beweisen es. Immer weiter wächst Asien nach Australien zu, schon sind die Grenzen zwischen den beiden, von europäischer Geographie selbständig nebeneinander gestellten Erdteilen beseitigt. Wird diese Entwicklung noch einmal aufgehalten werden oder kommt der Tag, wo der selbständige australische Erdteil verschwunden sein wird? In diesem Sinne gehört eine Betrachtung der australischen Südseeinseln ebenso wie die der japanischen in eine Betrachtung Ostasiens.



Neue Geselligkeit

Von Erna Verweyen



erkennen wir: Nie trat Züchtheit krasser hervor wie heute. Züchtheit aber macht unnachdenklich, leichtlebig, frivol. Daher ist heute alles so widerspruchsvoll — so heterogen Zeiternst und Lebensart.

Alle Suchenden, die wieder neu gestalten wollen nach Sinn und Willen, müssen zur Pflege einfacher und vertiefter Lebensführung aufgerufen werden. Die auf sittliche Erneuerung unseres Volkes gerichtete Arbeit muß am nächsten Objekt, am täglichen Leben beginnen. An dich, deine Kleidung, deine Wohnung, deinen Verbrauch an Lebens- und Genußmitteln ist die kritische Frage und die Forderung des Andersseinsollens zu stellen. Insbesondere auch für die Vereinfachung und Bergeistigung unserer „Geselligkeit“! Denn wenn wir fragen: welcher Geist beherrschte unsere bisherige Geselligkeit?, müssen wir sagen: keiner! Das Geld beherrschte sie. Stoff ohne Geist und Schönheit. Der Amerikanismus war auch bei uns eingezogen, hatte den Sinn

für die Geheimnisse von Religion und Philosophie abgestumpft, Herzenstakt und Gefühlswärme erstarren lassen, den deutschen Höhenschwung in Leben und Kunst niedergedrückt. Und wie überhaupt der Gang der Zeit äußeren Reiz und Wohlleben suchte, so zeigte auch die Geselligkeit ein vorwiegend materielles Gepräge. Feste reiheten sich in unaufhörlicher Folge, ein Haus überbot das andere an Speisen und Weinen, Dienerschaft und Tafelgeschirr, Kleidern und Edelsteinen, Blumen und Musik. Ins Absurde gingen die Erfindungen des Luxus; das Hasten und Jagen, um das am meisten „fashionable“ Haus zu machen, entzog die große Dame ihrer Familie und zehrte den Ehrgeiz der Töchter des Hauses auf, deren „Beliebtheit“ stieg und sank mit der Tafsache, was für ein Haus die Eltern machten. Die jungen Heiratskandidaten drängten sich in solche Häuser, die dafür Garantie leisteten, daß die spätere Gemahlin sowohl dazu erzogen war, diesen Stil zu betreiben, als auch die Mittel besaß, ihn durchzuführen.

Schlimmer noch als die Luxusuut bei dem äußeren Verlauf der Gesellschaften war der Mangel an wahren Freundschaftsgefühlen und geistigen Bedürfnissen: das Strebertum, das eine solche „Dinergesellschaft“ zusammenführte. „Wer war da?“ wurde eine wichtigere Frage als die „Wie war es?“ Die Anwesenden des Salons nach ihrer bloßen Namenszusammenstellung machten in größerem Maße den Ruf des Hauses aus, als Gang und Art des Festes. Auf der einen Seite heißes Bemühen, sich gesellschaftlich zu lancieren, auf der anderen der ängstliche Wunsch, von dem gesellschaftlich Geringeren abzurücken und ihm begreiflich zu machen, daß er eben der gesellschaftlich Geringere sei. Und so tobte der unsichtbare Kampf nicht um wirklich bestehende Unterschiede, sondern um bloße Vorurteile gesellschaftlicher Schichtung. Dies ging so weit, daß sich den Rang abliefen die verschiedenen Regimenter nach Waffe und Garnison, die Fakultäten der Akademiker, Adlige und Bürgerliche, Beamte und freie Berufe, Fabrik und Handel, Engros und Endetail.

In der Tat hat die Geselligkeit der letzten Jahrzehnte sich überlebt. Der Sturz der Zeit riß auch sie mit. Es gilt also eine neue Geselligkeit schaffen mit neuen Formen und neuem Inhalt. Gehen wir zurück auf das, was die Geselligkeit sein soll: Seelische Gemeinschaft, Vereinigung mit seinen Freunden. Auswahl trifft die Stimme des Herzens. Jugend und jugendliche Zeiten haben diese Auswahl meist richtig getroffen. In fatten und reifen Jahren und Zeiten wird der Strom kalt, der Instinkt unsicher, die natürliche Form Konvention. So war es mit der Geselligkeit des beginnenden 20. Jahrhunderts. Geist und die ganze zarte Kultur des Herzens fehlten. Es fehlten der herrschende Gedanke sowohl wie die wahrhaftige Gesinnung. Beides soll der neuen Geselligkeit Wert und Wärme geben.

Wird das aber so sein, so sind die äußeren Einschränkungen, die im neuen geselligen Leben Platz greifen müssen, leicht zu extragen.

Wenn es meiner wahrhaftigen Gesinnung entspricht, dem anderen keine Umstände machen zu wollen und ich es nicht nur sage, so schadet es nichts, wenn ich den Freund picknickartig überfalle und mit Seelenruhe das von mir mitgebrachte Abendessen lieber in seiner Gesellschaft verzehre als bei mir allein. Wenn mir wirklich der Mensch wichtiger ist als die Aufmachung, so ist es mir einerlei, ob meine Gäste nicht alle im vorgeschriebenen Kleide erscheinen. Es ist unmöglich,

daß ein ins Leben tretender Student, ein in den Zivilberuf übergegangener Offizier sich einen Frack, einen Smoking, einen Cutawah, einen Gehrock, das Anhängsel der dazu gehörigen Schlipse, Kragen, Stiefel, Strümpfe, Mäntel, Hüte, Manschettenknöpfe usw. anschafft, was doch früher alles den Nimbus des „Elegants“ ausmachte. Heute hat man weder Geld noch Zeit, am wenigsten aber sollte man Sinn für solche Auswahl haben. Der vornehmste Anzug für den Mann jeder Klasse ist der Arbeitsanzug, da nur die Arbeit in dem Ernst der Stunde Würde verrät. Darum muß vor allem der Arbeitsanzug gut und geschmackvoll und, soweit er nicht gerade eine spezielle Berufskleidung darstellt, auch gesellschaftsfähig sein. Wenn man daneben noch einen schwarzen Anzug besitzt, den man bei besonderen Festlichkeiten trägt, so ist der Bedarf des gesellig lebenden Deutschen in dieser verzweifelten Zeit erschöpft. Und sollte einer meiner Gäste von dem Zopf alter Gewohnheiten, die unter anderen Verhältnissen Berechtigung hatten, nicht lassen können, so werde ich schon versuchen, seinen Sinn dahin zu wandeln, daß er die Menschen künftig nicht mehr nach Kravatten einschätzt. Es könnte eher vorkommen, daß ich ihm den scherzhaft angebrachten, aber ernst gemeinten Rat gebe, sich den nächsten Anzug aus deutschem Stoff anfertigen zu lassen; den vielleicht weniger großen Chic würden wir dann an seiner Person zu „tragen“ wissen.

Wenn ich wirklich hilfsbereite Gesinnung habe, so werde ich einen durchreisenden unbemittelten Freund ganz sicher auffordern, lieber auf meiner Chaiselongue zu übernachten, als daß ich ihn den unerschwinglichen Preisen eines Hotels aussetze. Mit dem „Wir haben kein Fremdenzimmer“ ist es heute nicht mehr getan. Wer wird in Zukunft noch ein Fremdenzimmer haben? Jetzt heißt es eben kleine Opfer bringen. Heute erst, wo die „Geselligkeit“ im bisher üblichen Sinne aufhört, heute erst stellt sich heraus, wer wahrhaft gastlich ist. Heute erst mögen wir wirkliche Gastfreundschaft beweisen, wenn wir den Freund an unserem bescheidenen Mahl teilnehmen lassen. Traiteure bestellen und bezahlen kann jeder, der das Geld dazu hat. Aber ein klein wenig sich einschränken in seinem guten Appetit und das wenige Gute, was man hat, mit Freunden teilen, auch wenn man selbst ein bißchen entbehren muß, diese Praxis ist selten.

Im Laufe der Jahrhunderte führte der Weg der deutschen Geselligkeit vom geheiligten Gastfreund der alten Germanen bis zum „Geschäftsfreund“ der heutigen Zeit, begrifflich ausgedrückt: von der rein menschlichen Hilfsbereitschaft für jeden, der mein schützendes Dach sucht, bis zur Erfüllung konventioneller Pflichten, bis zur zweckmäßigen und rechnerischen Abschätzung der damit verbundenen Vorteile. Kehren wir zum Ausgangspunkt dieser Entwicklung, zur edleren Auffassung unserer Vorfahren zurück!

Wenn ich wirklich hilfsbereit bin, so werde ich an den sich in jetziger Zeit naturgemäß steigenden Nöten des Freundes wieder mehr Anteil nehmen. Es genügt hinfort nicht, bei Umzügen und Aussteuern, Geburten und Krankenlagern die Visitenkarte abzuwerfen; man muß wieder tätige Mithilfe leisten, wirklich „teilnehmen“ am Leben anderer.

Und wenn unsere Geselligkeit wieder von Gedanken beherrscht wird anstatt von Konventionen, so mag man sich bei einem geistig fördernden Abend darüber trösten, daß diese Unterhaltungen nicht mehr in einer Flucht von Zimmern statt-

finden, die nach Tisch rechts die Herren, links die Damen zu mehr oder weniger bedeutungslosen Gesprächen aufnehmen.

Wenn wirklich Gedanken unsere Geselligkeit leiten, so wird sich in ihrem Rahmen auch wieder produktives geistiges Leben entzünden, wie geistigere Zeiten es kannten. Weimars Musenhof, die Kreise der Romantiker, die Salons der Barnhagen . . . diese Beispiele zeigen, daß es eine Geselligkeit geben kann, die fruchtbarer ist als Dinners und Soupers.

Gewiß hat der Deutsche von jeher Neigung gehabt, bei geselligen Gelegenheiten in materiellen Genüssen zu schwelgen. Wer weit gereist ist, weiß, daß der Nordländer in seinem Genußleben unmäßiger ist als der mit schwächerer Physis ausgestattete Südeuropäer. Die trunkenen Festlichkeiten der Met und Wildschwein genießenden Germanen stehen im grellen Gegensatz zu den Gastmählern der Griechen, bei denen das Maß und die Kallotagathia, die Schönguthheit, als selbstgeladene Gäste zugegen waren. Heute aber sollte nicht nur aus ästhetischen Gründen Unmaß und Völlerei verpönt sein, sondern vor allem aus nationalen. Geselligkeit sollte überhaupt nicht oder nur aus ganz bestimmten Anlässen in Abhaltung von Mahlzeiten bestehen, schon um nicht die karg bemessene Volksernährung noch mehr zu beschneiden; die Darbietung einer bescheidenen Erfrischung nach der im eigenen Hause eingenommenen Mahlzeit genügt.

Wird ein Volk sich erfolgreich gegen feindliche Erdrosselungsversuche wehren können, dem es eine unerfüllbare Zumutung zu sein scheint, sich die unnützigsten Dinge abzugewöhnen? Nicht mehr ausländische Parfüms und Seifen zu benutzen, fremde Liqueure und Weine zu trinken, ausländische Konfektion zu tragen? Oder gibt es doch noch immer Leute, die solche Dinge bewundern? Die der um das Wohl ihrer Familie täglich kämpfenden deutschen Hausfrau die elegante Nichtstuerin vorziehen, deren Attitude von der Pariser Halbweltsdame kaum zu unterscheiden ist? Es ist kein Platz für solches Tun und ebenso wenig für solches Bewundern in der kommenden Geselligkeit deutsch empfindender und nach Wahrheitstrebender Menschen!

Nur ein paar Gedanken waren es, die hier zur Anregung des eigenen Nachdenkens gegeben wurden. Eins sei noch betont: daß nichts verkehrter sein würde, als die durch die Zeitverhältnisse gebotene Vereinfachung der geselligen Form etwa mit Formlosigkeit zu verwechseln. Aus der Bekämpfung äußerer Oberkultur folgt noch nicht die Aufforderung zu Nonchalance und Ungepflegtheit. Niemand wird wünschen können, daß wir das heutige rücksichtslose Gebaren des Publikums auf Eisenbahnen und Elektrischen, an Bank- und Postschaltern, die Unhöflichkeit von Männern gegen Frauen, Jungen gegen Alte, als neue, freie und erstrebenswerte Form empfinden. Die Form ist nicht alles, aber sie ist etwas. Es hat keinen Sinn aus dem Etwas nichts zu machen, weil es nicht alles ist. Retten wir also die edle Form in die neue Geselligkeit, aber beugen wir ihre Starrheit, füllen wir sie mit Geist!

Allzu groß sind am Ende die Opfer nicht, welche die Erneuerung des menschlichen Gemeinschaftslebens von uns verlangt. Aber gerade die kleinen Opfer sind oft schwerer zu bringen als die großen; denn sie sind nicht getragen von dem Pathos des Heldentums, das trotz allem erhebt und tröstet und versöhnt! Nur Mühe wird gefordert, die Mühe der Umstellung, Kleinkrieg mit ureigenster

Bequemlichkeit und Anstrengung, beständig Phantasie, Denkkraft und Willen wach zu halten, um Kritik, Überwindung und Neuschöpfung zu üben. Denke keiner: es nützt nichts, wenn ich es tue, wo doch so viele andere es nicht tun werden. Richard Wagner hat einmal gesagt: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun“. Das unselige Blicken auf andere hat schon manche Kraft gebrochen! Handle ich zuerst, so kann ich auch den Glauben haben, daß meine Tat ihre Kreise zieht; denn nichts geht unter im vielerlei des Geschehens, und alle Tat wird wieder Motiv. Wenn wir uns gewöhnen, auch die individuellsten Dinge des täglichen Lebens unter die große vaterländische Idee zu stellen, so werden wir damit den ersten Schritt tun, diese materiellste aller Zeiten zu überwinden. Wenn wir die größte wirtschaftliche Not, in die je ein Volk schicksalhaft geriet, anfangen zu bejahen, d. h. danach zu handeln, anstatt wie bisher sie durch unser Verhalten noch immer wegzuleugnen, dann erst haben wir den Grund gelegt zu neuen Entwicklungen, die auf Verlogenheit und Schein nicht gedeihen können. Zu solchen Taten haben sich Männer und Frauen aus allen Schichten des Volkes im „Bunde der Erneuerung wirtschaftlicher Sitte und Verantwortung“ (Berlin W 35, Schöneberger Ufer 36a) zusammengefunden. Sie erlassen den Befehl an alle, daß jeder auf den Gebieten des täglichen, wirtschaftlichen Lebens seine nationale ethische Pflicht tue, und wollen durch Sammlung der Geister alle Tatfreudigen stärken.



Ißenburg

Von Margarete Zander



turm heult sein uraltes Schauerlied ums Haus. Hagel und Regen schlagen gegen die Fenster. Die alten Bäume im Garten nebenan beugen sich ächzend, kampfesmäde. Schwer liegt die lichtverlassene Winternacht auf meiner umdüsterten Seele. Da spricht einer das Wort: „Ißenburg“. Ich lausche in suchender Sehnsucht. Ist's nicht auf einmal lichter geworden? Hat sich der müdegeraste Sturm zur Seite geschlichen? Leises Raunen und Rauschen klingt herüber aus weiter, weiter Ferne. Es ist das Lebenslied der alten Buchen und Eichen, die hinausblicken zu den trotzigen Mauerresten der einst so stolzen Ißenburg. Ich liege hoch oben zwischen den Ruinen im gelben Ginster, über mir im unendlichen Blau Lerchenjubil. Die Sonne brennt auf dem Ginster, als wolle sie ihn als feurigen Busch entzünden. Betäubend duften Hollunderbüsche, die ihre breiten, weißen Gesichter neugierig zwischen das tief schweigende Mauerwerk drängen. O könntet ihr reden, ihr Mauern, die ihr prächtige Säle umschlossen, ihr tiefen, geheimnisvollen Fensterbänke, ihr Türme mit den unheimlichen Burgverliehen. Einst raunten hier nicht Geisterchen der Vergangenheit. Leben und Schicksal eines mächtigen Geschlechts spielten sich in der stolzen Burg ab.

Weithin sichtbar überragte sie die bewaldeten Hügel, schaute schützend oder drohend hinab ins Tal, zu den Niederungen der Menschen, die ihre Hütten schütz-